



RUDOLF
AUGSTEIN
STIFTUNG

Rudolf
Augstein
zum
Hundertsten

5. November 2023

resonanzraum



Ich bin kein Schaf, ich bin kein Hund,
Kein Hase und kein Scherzfrisch
Ich bin ein Wolf geblieben, mein Herz
Und meine Zähne sind wolfrisch.
Ich bin ein Wolf und werde stets
Auch laufen mit den Wölfen
Ja, zählt auf mich und helft Euch selbst,
Denn wird auch Gott Euch helfen!



Leipziger Wort

Anna Augstein Vorstandsvorsitzende der Rudolf Augstein Stiftung

HEINRICH HEINE UND RUDOLF AUGSTEIN – ZWEI STREITBARE GEISTER.
Der eine ein großer Dichter, der andere ein großer Journalist. Den einen trieb man ins Exil nach Paris, den anderen für 103 Tage ins Gefängnis. Beide sahen ihre Raison d'Être darin zu sagen, was ist. Mitunter über die Grenzen des *comme il faut* hinaus. „Heine hielt viel von sich, aber was er wirklich wert war, konnte er damals noch nicht wissen“, urteilt Rudolf Augstein in seiner SPIEGEL-Titelgeschichte „Ich bin ein Wolf geblieben ...“ aus dem Jahr 1997 über den jungen Heinrich Heine (S. 22 ff.). Ließe sich das Gleiche nicht auch über Augstein sagen? Rudolf Augstein wurde 1946 mit gerade einmal 22 Jahren Redakteur beim britischen Nachrichtenmagazin *Diese Woche*. Nachdem er die Lizenz erworben hatte, erschien es 1947 erstmals unter dem Titel *DER SPIEGEL*. Mit Augstein als Verleger und Chefredakteur machte sich das Magazin schnell einen Namen durch seine kritische Haltung. Selbstbewusstsein, Visionskraft und Zukunftswille zeichneten Augstein aus – und doch konnte er damals nicht ahnen, welche Bedeutung sein Lebenswerk drei Generationen später haben würde.

Heute ehren wir Rudolf Augstein anlässlich seines 100. Geburtstags. Auch mehr als zwanzig Jahre nach seinem Tod kann sein Einfluss auf den Journalismus und die deutsche Debattenkultur nicht hoch genug geschätzt werden. Augstein kam den Großen der Weltpolitik nahe, ohne sich anzubiedern. Er übte Einfluss auf die Zeitläufte aus, ohne seine Unabhängigkeit aufzugeben.

Da wundert es nicht, dass er zeitlebens den Dichter Heinrich Heine bewunderte. Im Pariser Exil ließ Heine nicht davon ab, die gesellschaftspolitischen Verhältnisse in der Heimat mit spitzer Feder, Ironie und unbestechlichem Auge zu sezieren; seine Verse trafen den Nagel auf den Kopf und traten so manchem auf die Füße. Grund genug, Rudolf Augstein und Heinrich Heine mit einem gemeinsamen Abend zu feiern.

Wir laden Sie ein, sich mit uns auf die Spuren dieser zwei streitbaren Geister zu begeben und ihre Jahrhunderte überbrückende Verbindung zu entdecken.

PROGRAMM



© Jürgen Becker

Begrüßung: Dr. Franziska Augstein,
stv. Vorstandsvorsitzende der Rudolf Augstein Stiftung

Laudatio: Dr. Carsten Brosda,
Senator für Kultur und Medien der Stadt Hamburg



© Hernandez für Behörde für Kultur und Medien

Literaturkonzert

„Ich bin ein Wolf geblieben ...“ Heinrich Heine. Paris. Musik. Politik.

Lichtinstallation: Katrin Bethge
Klanginstallation: John Eckhardt

Im Anschluss: Empfang

Ludwig Mittelhammer – Bariton
Olena Kushpler – Klavier
Barbara Auer – Erzählerin
Jens Harzer – Heine-Texte
Helmut Butzmann – Konzept

Mit zeitgenössischen Bildern und mit Porträts von
Albert (Ali) Schindehütte.

Lieder

Robert Schumann 1810-1856 — Anfangs wollt ich fast verzagen

Robert Schumann — Die zwei Grenadiere

Franz Schubert 1797-1828 — Der Doppelgänger

Franz Liszt 1811-1886 — Du bist wie eine Blume

Franz Liszt — Loreley

Richard Wagner 1813-1883 (Bearbeitung von Franz Liszt) — Tannhäuser: O Du mein holder Abendstern

Clara Schumann 1819-1896 — Sie liebten sich beide

Fanny Mendelssohn-Hensel 1805-1847 — Warum sind denn die Rosen so blass

Fanny Mendelssohn-Hensel — Schwanenlied

Robert Schumann — Die alten bösen Lieder

Alle Liedtexte von Heinrich Heine. Text Arie „Abendstern“ von Richard Wagner.

Klavier solo:

Frédéric Chopin 1810-1849 — Nocturne op. 9 Nr. 2, Es-dur

Vincenzo Bellini 1801-1835 — Casta Diva

Heinrich Heine in Paris.

Heinrich Heine (1797-1856) war in den 1970er und 80er Jahren als kritischer, revolutionärer Dichter in aller Munde. Die Gesamtausgabe von Klaus Briegleb kam 1968 heraus, Wolf Biermanns „Deutschland. Ein Wintermärchen“ erschien 1972 im Wagenbach Verlag.

Im Fernsehen lief ein Zweiteiler mit einem Spitzenaufgebot deutscher Schauspieler, darunter Christoph Bantzer als Heinrich Heine. Landauf, landab rezitierte man Heine-Texte. 1997 schrieb Rudolf Augstein eine SPIEGEL-Titelgeschichte zum 200. Geburtstag des Dichters.

Um Heinrich Heine ist es stiller geworden. Doch inzwischen scheint sich ein neu erwachtes Interesse abzuzeichnen. Ein Interesse, das Heines scharfzüngige Prosa und seine luziden Gedichte differenzierter betrachtet als unter den revolutionären Vorzeichen der 70er und 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts.

Unsere Festveranstaltung zum 100. Geburtstag von Rudolf Augstein würdigt Heinrich Heine als seinen Bruder im Geiste, als kritischen, teilnehmenden Beobachter der Politik und Kultur seiner Zeit.

Im Pariser Exil, in das ihn die preußische Zensur gezwungen hatte, wusste er die französische Freiheit zu schätzen und genoss – bei aller schmerzlichen Liebe zu Deutschland – das weltstädtische Flair der „Hauptstadt der ganzen zivilisierten Welt“. Heine wurde den Franzosen ein Vermittler deutscher Poesie und den Deutschen ein Kommentator französischer Verhältnisse und deutscher Krähwinkeleien.

Musik und Politik



© Albert (Ali) Schindehütte

Unser Abend dokumentiert Heines vielfältige und keineswegs konfliktscheue Kontakte zur musikalischen Crème de la Crème Europas, die in Paris zusammenkam. Komponisten fanden Gefallen an seinen Gedichten, besonders an denen, die von Liebe, Schmerz und Tod sprachen. Es gibt, so hat ein Musikwissenschaftler ermittelt, insgesamt 8000 Vertonungen von Heine-Gedichten. Eine kleine Kostprobe daraus servieren wir Ihnen heute Abend.

Heinrich Heine war ein Schmerzensmann.

Lähmungserscheinungen und Augenprobleme beschrieb er schon früh in seinen Briefen. Doch selbst noch in der von ihm so genannten „Matrazengruft“, in der er seine letzten Lebensjahre gelähmt verbrachte, bewahrte er seinen ironischen und kämpferischen Mut. Auch an diese Geisteskraft und Seelenstärke des Dichters Heinrich Heine erinnern wir heute Abend.

Giacomo Meyerbeer kann das ungeheure Orchester seines Ruhmes dirigieren. – Er nickt mit dem Haupte, und alle Posaunen der großen Journale ertönen unisono;

er zwinkert mit den Augen und alle Violinen des Lobes fiedeln um die Wette;

er bewegt nur leise den linken Nasenflügel, und alle Feuilleton-Flageolette flöten ihre süßesten Schmeichellaute.

Lutetia Erster Teil XXXIII – 1841

A portrait of Ludwig Mittelhammer, a young man with short, light-colored hair and a beard, wearing a dark suit jacket over a white shirt. He is looking slightly to the right of the camera with a neutral expression.

LUDWIG MITTELHAMMER

Der Bariton Ludwig Mittelhammer, geboren 1988 in München, studierte Gesang an der Hochschule für Musik und Theater München und war Mitglied der Bayerischen Theaterakademie August Everding. Meisterkurse bei Dietrich Fischer-Dieskau, Brigitte Fassbaender, Ann Murray und Edith Wiens ergänzten seine Ausbildung. Im Jahr 2014 gewann er den Ersten Preis beim Internationalen Wettbewerb für Liedkunst der Hugo-Wolf-Akademie Stuttgart. Beim Felix-Mendelssohn-Bartholdy-Wettbewerb der Universität der Künste Berlin wurde er zuvor mit einem Sonderpreis für die beste Interpretation eines Goethe-Lieds von Wolfgang Rihm ausgezeichnet. 2015 erhielt er den Bayerischen Kunstförderpreis in der Sparte „Darstellende Kunst“. An der Oper Frankfurt war Ludwig Mittelhammer in den Rollen des Marullo („Rigoletto“) und Schauvard („La Bohème“) zu hören, am Staatstheater Nürnberg sang er u. a. den Figaro („Barbier von Sevilla“) und Danilo („Lustige Witwe“) und seit der Spielzeit 2019/20

am Staatstheater am Gärtnerplatz in München u. a. den Papageno („Die Zauberflöte“), Figaro („Il barbiere di Siviglia“) und die Titelrolle in Ernst Kreneks „Jonny spielt auf“. Im Konzertfach ist Ludwig Mittelhammer mittlerweile als Solist bei renommierten Orchestern gefragt, darunter das Orchestre de Paris, die Bamberger Symphoniker und das Münchner Rundfunkorchester. Zu den Höhepunkten der vergangenen Jahre zählten Mahlers „Lieder eines fahrenden Gesellen“ mit dem Cleveland Orchestra unter Franz Welser-Möst, Falke in „Die Fledermaus“ am New National Theatre in Tokyo, Konzerte mit dem Swedish Radio Symphony Orchestra unter Daniel Harding in Stockholm, dem Orquesta Nacional de España unter David Afkham in Madrid und Bruckner-Messen mit dem RIAS Kammerchor. In der Saison 2023/24 singt er Bachs Weihnachtsoratorium in Hamburg, die „Matthäus-Passion“ in München und eine Produktion der „Zauberflöte“ mit Franz Welser-Möst in Cleveland.

Die Franzosen haben Geist und Passion,

und beides genießen sie am liebsten in einer unruhigen, stürmischen, gehackten, aufreizenden Form.

Dergleichen vermissten sie aber ganz und gar bei der deutschen Sängerin, die ihnen noch obendrein die Beethovensche „Adelaide“ vorsang. Dieses ruhige Ausseufzen des Gemütes, diese blauäugigen, schmachtenden Waldeinsamkeitstöne, diese gesungenen Lindenblüten mit obligatem Mondschein, dieses Hinsterben in überirdischer Sehnsucht, dieses erzdeutsche Lied, fand kein Echo in französischer Brust, und ward sogar als transrhenanische Sensiblerie verspöttelt.

Lutetia Erster Teil XXXIII



OLENA KUSHPLER

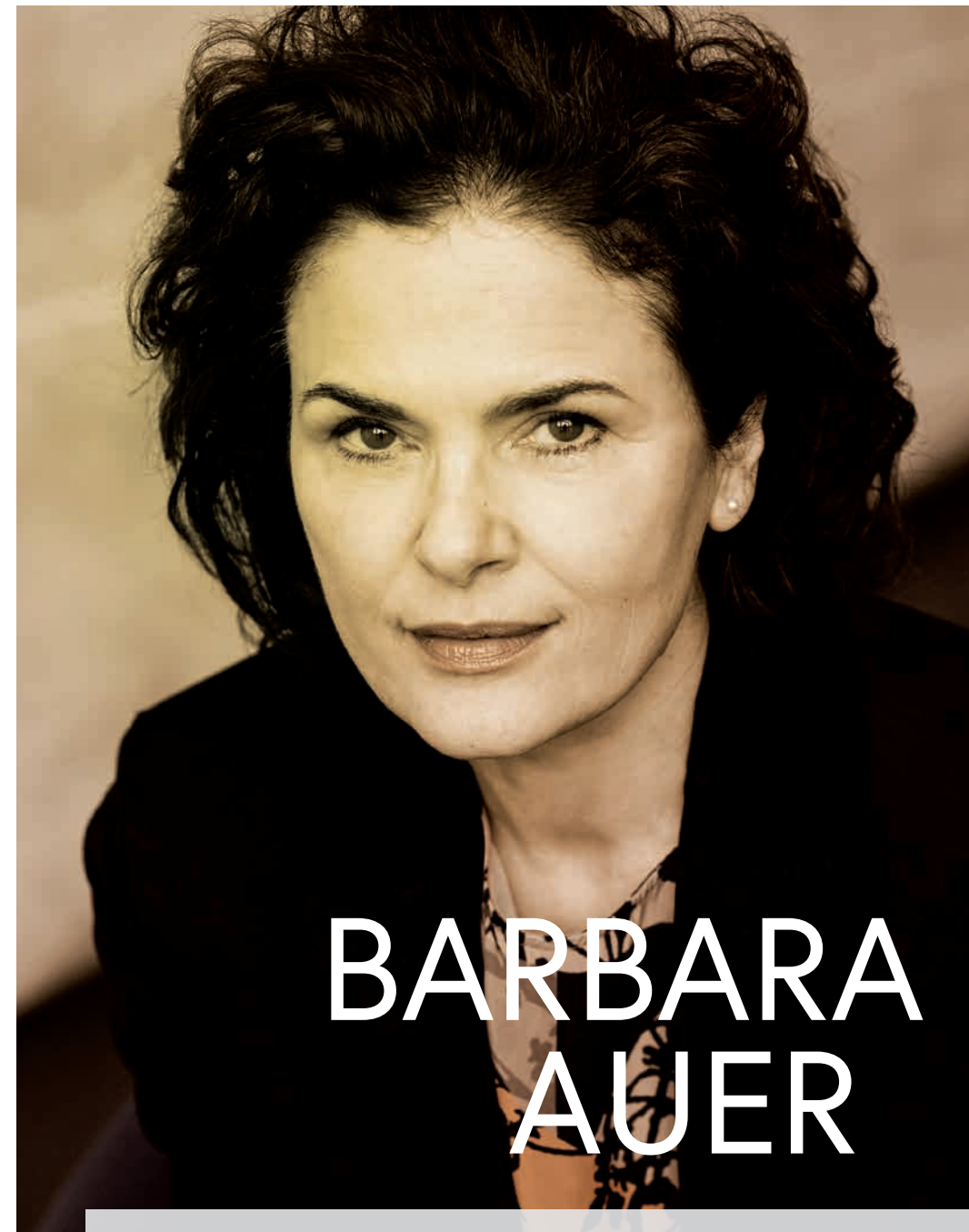
Die ukrainisch-deutsche Pianistin Olena Kushpler wird für ihr sensibles und farbenreiches Spiel gerühmt. Die mehrfach ausgezeichnete Pianistin war Gast in international renommierten Konzertsälen wie dem Konzerthaus Berlin, der Tonhalle Düsseldorf, der Hamburger Elbphilharmonie, dem Musikverein Wien sowie bei bedeutenden Festivals. Neben ihren solistischen und kammermusikalischen Auftritten u. a. mit Peter Schreier, Martin Grubinger, Zoryana Kushpler und ihrem Bonnard Trio hat Olena Kushpler mit Bühnen-Partnern wie Roger Willemsen, Iris Berben, Barbara Auer, Ulrich Tukur, Christian Redl und Charly Hübner literarisch-musikalische Programme aufgeführt. Sie war Masefield-Preisträgerin der Alfred-

Töpfer-Stiftung und Stipendiatin mehrerer Stiftungen. Außerdem wurde sie mit dem Ritter-Preis der Oscar und Vera Ritter-Stiftung ausgezeichnet und erhielt den Berenberg-Kulturpreis. Olena Kushpler studierte zunächst an der Musikhochschule in Lemberg bei Josef Jermin, bevor sie ihr Studium an der Hochschule für Musik und Theater Hamburg bei Volker Banfield und Evgeni Koroliov vervollkommnete. Wertvolle künstlerische Anregungen erhielt sie von Wolfram Rieger und Norman Shetler sowie im Aufbaustudium Kammermusik an der Musikhochschule Köln beim Alban Berg Quartett. Im Herbst 2021 hat Olena Kushpler beim Label Avl ihr fünftes Album veröffentlicht, das Klavierwerken von Leos Janáček gewidmet ist.

Aber was ist Musik?

Diese Frage hat mich gestern Abend vor dem Einschlafen Stunden lang beschäftigt. Es hat mit der Musik eine wunderliche Bewandnis; ich möchte sagen, sie ist ein Wunder. Sie steht zwischen Gedanken und Erscheinung; als dämmernde Vermittlerin steht sie zwischen Geist und Materie; sie ist beiden verwandt und doch von beiden verschieden: sie ist Geist, aber Geist, welcher eines Zeitmaßes bedarf; sie ist Materie, aber Materie, die des Raumes entbehren kann.

Über die französische Bühne, neunter Brief



Barbara Auer, geboren 1959, trat von 1999 bis 2022 u. a. am St. Pauli Theater und den Kammerspielen in Hamburg, bei den Ruhrfestspielen und am Wiener Burgtheater auf. Zudem ist sie in zahlreichen Fernseh- und Kinoproduktionen zu sehen, darunter „Die Innere Sicherheit“ (2000) und „Transit“ (2017) von Christian Petzold, die Romanverfilmung „Die Bücherdiebin“ (2013, Regie: Brian Percival), „Vakuum“ (2016, Regie: Christine Repond), die Tragikomödie „Was uns nicht umbringt“ von Sandra Nettelbeck (2017) und der historische Dreiteiler „Preis der Freiheit“ (Regie: Michael Krummenacher).

Für ihre Darstellungen wurde Barbara Auer mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, wie 2017 als beste Schauspielerin auf dem „Tallinn Black Nights Film Festival PÖFF“ für ihre Leistung in „Vakuum“, 2019 mit dem Hannelore-Elsner-Preis oder zuletzt 2020 mit dem Deutschen Fernsehpreis. Sie erhielt unter anderem den Sonderpreis der Deutschen Akademie der Darstellenden Künste sowie den Grimme Preis, den Deutschen Filmpreis und die Goldene Kamera.

... namentlich in Bezug auf das Junge Deutschland darf ich mir leider die größte Kompetenz beimessen.

Denn ach! das Junge Deutschland, das bin ich selbst.

Unser erlauchter Bundestag hat nämlich geruht, mir diesen Titel zu verleihen, in jenem famosen Dekrete, wo sie mich an der Spitze von fünf andern deutschen Schriftstellern des Verbrechens angeklagt, die ganze gesellschaftliche Ordnung in Deutschland, die Religion, die Moral, die fürstliche Gewalt, kurz, alles, was dem Menschen heilig ist, stürzen zu wollen.

Briefe über Deutschland



Jens Harzer, 1972 in Wiesbaden geboren, absolvierte die Schauspielausbildung an der Otto-Falckenberg-Schule in München. Seit 1993 gehörte er 16 Jahre zum Ensemble von Dieter Dorn, zunächst an den Münchner Kammerspielen, dann am Bayerischen Staatsschauspiel. Daneben gastierte er unter anderem an der Schaubühne Berlin, am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg, am Schauspiel Frankfurt, den Salzburger Festspielen, am Deutschen Theater Berlin und am Burgtheater Wien. In dieser Zeit arbeitete er u. a. mit Dieter Dorn, Andrea Breth, Peter Zadek, Luc Bondy und Jürgen Gosch. 2009 wechselte er an das Thalia Theater Hamburg. Hier Zusammenarbeit u. a. mit Dimiter Gotscheff, Luk Perceval und Leander Haußmann. Seit vielen Jahren besteht eine enge künstlerische Zusammenarbeit mit Johan Simons, an dessen Bochumer Schauspielhaus er seit 2018 regelmäßig arbeitet.

Für Kinofilme arbeitete er gemeinsam mit Michael Verhoeven, Wim Wenders, Hans-Christian Schmid und Bülent Akinci, im Fernsehen ist er seit einigen Jahren in der Serie „Babylon Berlin“ zu sehen.

Neben vielen Preisen und Auszeichnungen wurde Jens Harzer in der Kritikerumfrage der Zeitschrift „Theater heute“ 2008 und 2011 zum Schauspieler des Jahres gewählt. Er ist seit Sommer 2019 Träger des Iffland-Rings – „auf Lebenszeit für den jeweils bedeutendsten Bühnenkünstler des deutschsprachigen Theaters“ – der ihm testamentarisch durch Bruno Ganz vermacht wurde. 2017 und 2021 erhielt er den Hessischen Filmpreis, 2021 die Auszeichnung der Deutschen Akademie für Fernsehen für seine Rolle in „Ruhe! Hier stirbt Lothar“, Regie: Hermine Huntgeburth.

So entstand jenes rätselhafte Wesen,

jenes wunderliche Gehirn, das die Franzosen so deutsch, die Deutschen so französisch anspricht, mit einer Wehmut, die einem ein Lächeln ablockt, und einer Lustigkeit, die einem wehe tut, mit all den schneidenden Kontrasten, wo das Genie in ihm auf den Witz ausgeht.

So tauchte er auf, der sonderbarste Schriftsteller unserer Zeit, am Flecke, wo sich die Richtungen kreuzen, Deutschland und Frankreich, Kritik und Produktion, der Glaube und das Nichts, Poesie und Materie, Revolution und Vergangenheit.

Philarète Chasles, Literaturkritiker – 1835



KATRIN BETHGE UND JOHN ECKHARDT

Katrin Bethge und John Eckhardt verbindet eine langjährige Zusammenarbeit in unterschiedlichen Formaten aus Licht und Klang. In konzertanten Live-Performances, Installationen und DJ-Sets schaffen sie gemeinsam audiovisuelle Situationen, in denen sie Komposition und selbstorganisierende Prozesse spielerisch in ein Gleichgewicht bringen. In ihren Lichtinstallationen verwendet Katrin Bethge bevorzugt Overheadprojektoren. Für die Installation im Resonanzraum wird filmisches und fotografisches Archivmaterial zu Rudolf Augstein mit analogen Projektionen überlagert. Die eigens für diesen Abend entstandene Klanginstallation versteht sich als Echokammer von Musik, die Rudolf Augstein besonders geschätzt und auch während seiner Arbeit gehört hat. John Eckhardt hat dafür Fragmente sehr verschiedener Stücke von Vinyl-Schallplatten gesampelt, klanglich bearbeitet und miteinander zu einer atmosphärischen Raumkomposition rekombiniert. Die Projektionen von Katrin Bethge ver-

wandeln als vergängliche Malerei die Oberflächen des Raumes, in den sie fallen. Lichtbrechende Objekte, Flüssigkeiten und alltägliche Materialien werden direkt auf der Arbeitsfläche des Projektors bewegt, wodurch kosmische wie mikroskopische Räume aus Licht entstehen. Sie geben den Blick frei auf eine flüchtige, poetische Welt der alltäglichen Naturprozesse. Im Dialog mit Jonas Schmieta (Kamera und Schnitt) entstehen an der digitalen Schnittstelle zwischen Film und Projektion poetische Momente aus Archivmaterial und analogen Bildern. Wie ein moderner Jäger und Sammler ist John Eckhardt in die internationale Musikszene von heute involviert. Als Kontrabass-Solist, in zahlreichen Ensembles und in vielfältigen eigenen Projekten sowie bei seiner Arbeit mit Sound Systems als E-Bassist, DJ und Klangkünstler entfaltet er einen gleichermaßen tief-frequenten und spektralen Sound-Kosmos von ungewöhnlichen Ausmaßen.

Rudolf Augstein

- 5. November 1923 Geburt in Hannover als zweitjüngstes der sieben Kinder von Gertrude Maria und Friedrich Augstein, damals Fabrikant fotografischer Apparate.
- Ab 1933 Besuch des Kaiserin-Auguste-Viktoria-Gymnasiums in Hannover
- Ab 1939 Besuch des Ratsgymnasiums Hannover
- 1941 Abitur
- Ab 1942 Kriegsdienst als Funker und vorgeschobener Beobachter an der Ostfront
- 1945 Beförderung zum Leutnant der Reserve; zuvor ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse (1943) und dem silbernen Verwundetenabzeichen (1944).
- 1945 Journalist beim „Hannoverschen Nachrichtenblatt“
- 1946 November: Deutschland-Ressortchef bei dem unter britischer Leitung gegründeten Nachrichtenmagazin „Diese Woche“, das sich am angelsächsischen Vorbild eines Wochenmagazins orientiert.
- 4. Januar 1947 Rudolf Augstein erwirbt die Lizenz des Magazins; fortan erscheint es als DER SPIEGEL.
- 1952 Umzug des SPIEGEL von Hannover nach Hamburg
- Ab 1955 Mitglied der FDP
- 1962 ‚SPIEGEL-Affäre‘ nach dem Titel „Bedingt abwehrbereit“. Rudolf Augstein wird für 103 Tage inhaftiert, kommt aber nach landesweiten Protesten frei.
- 1969 Rudolf Augstein zahlt Richard Gruner aus und wird Alleineigentümer des SPIEGEL.
- 1969-1974 Rudolf Augstein macht Mitarbeiter zu Miteigentümern des SPIEGEL.
- 1971 Gruner + Jahr steigen mit 25 % wieder ein.
- 1972 Bundestagsabgeordneter für die FDP; legt das Mandat nach zwei Monaten nieder



© DER SPIEGEL, Monika Zucht

- 1983 Ernennung zum Ehrendoktor der britischen Universität Bath
- 1987 Ernennung zum Ehrendoktor der Universität Wuppertal
- 1988 SPIEGEL TV startet auf RTL und SAT 1
- 1993 Verleihung der Ehrenbürgerschaft der Stadt Hamburg
- 1994 Nachrichtenportal SPIEGEL online geht ans Netz
- 1998 Ankündigung des Rückzugs vom SPIEGEL
- 1999 Ernennung zum Ehrendoktor der Moskauer Hochschule für Auswärtige Beziehungen
- 2000 „World Press Freedom Hero“ des International Press Institute und Ehrenmitglied des Art Directors Club
- 2001 Verleihung des Ludwig-Börne-Preises
- 7. November 2002 Tod in Hamburg
- 2005 Die gemeinnützige Rudolf Augstein Stiftung nimmt ihre Fördertätigkeit auf.

Die gemeinnützige Rudolf Augstein Stiftung trägt die Themen in die Zukunft, die den Journalisten und Vordenker Rudolf Augstein bewegten. Sie stärkt kritischen und unabhängigen Journalismus, verbessert die Start- und Entwicklungschancen benachteiligter Kinder und Jugendlicher und ermöglicht künstlerische Experimente.

Impulse setzen

Rudolf Augstein steht in herausragender Weise für Pressefreiheit und kritischen Journalismus. Seinem Motto „Sagen, was ist“ sollen Journalisten auch unter den Bedingungen des medialen Wandels folgen können. Im journalistischen Bereich fördert die Stiftung daher Projekte, die den investigativen Journalismus stärken, die zur Vernetzung und Zusammenarbeit von Journalistinnen sowie zur Vielfalt in Redaktionen beitragen oder die sich mit neuen Wegen der Vermittlung und neuen Geschäftsmodellen befassen. Seit dem Angriffskrieg auf die Ukraine engagiert sich die Stiftung zudem im Bereich des Exiljournalismus. Sie ist Mit-Initiatorin des JX Fund – European Fund for Journalism in Exile. Dieser hilft Medien und Journalisten nach der Flucht aus Kriegs- und Krisenregionen dabei, ihre Arbeit im Exil schnell und flexibel fortzusetzen.



© Nick Jaussi / Netzwerk Recherche

Perspektiven schaffen

Ziel des sozialen Förderbereichs ist es, die Lebensperspektiven benachteiligter Kinder und Jugendlicher zu verbessern, sodass sie ihre individuellen Potenziale ausschöpfen können – unabhängig von Herkunft, Geschlecht oder persönlichen Einschränkungen. Das umfasst sowohl Bildungsprojekte als auch medizinische Versorgung und Nothilfe.



© MUT Academy

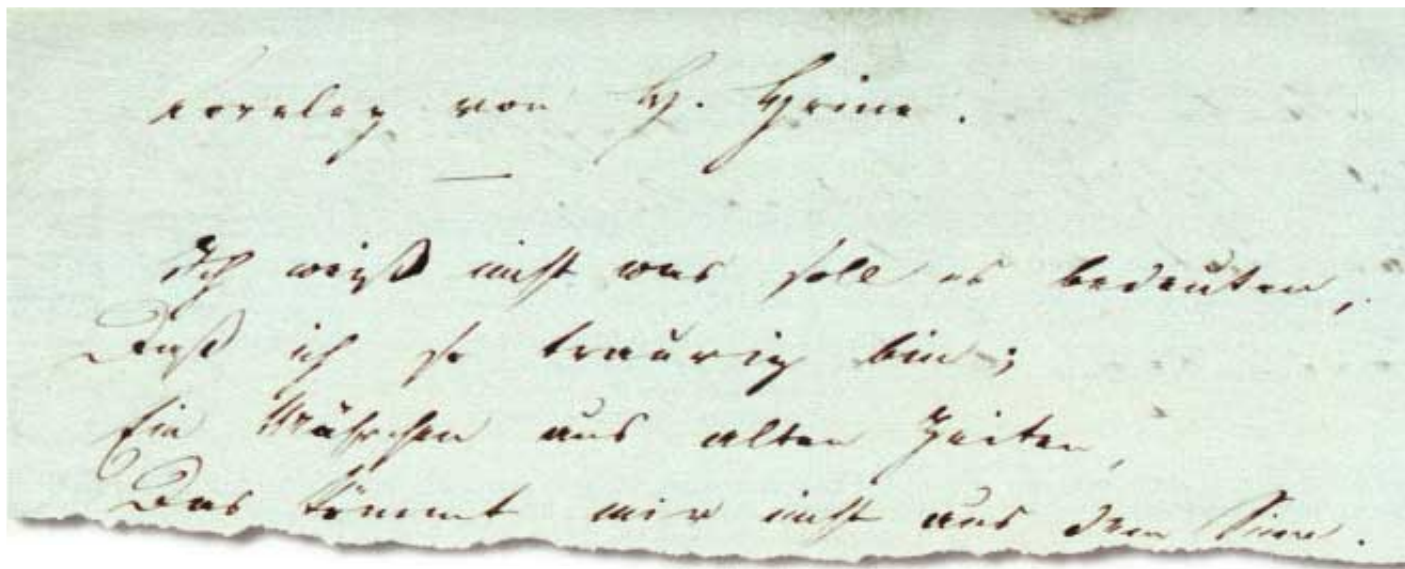
Außergewöhnliches ermöglichen

Im künstlerischen Bereich leiten Experimentierfreude und Wagemut die Arbeit der Stiftung. Um die Stimme von Künstlerinnen und Künstlern in der Gesellschaft zu stärken, unterstützt sie zeitgenössische Projekte aller Sparten. Ein besonderer Fokus liegt dabei auf Vorhaben, die Grenzen überschreiten – sei es zwischen einzelnen künstlerischen Gattungen oder zwischen der Kunst und anderen Disziplinen. Darüber hinaus unterstützt die Stiftung Initiativen, die das Verhältnis von Publikum und Kunst neu befragen oder künstlerische Akteure vernetzen. Neu ist die Förderlinie re:balance – Geschlechtergerechtigkeit in den Künsten.

Ergänzend zu ihrer Fördertätigkeit setzt die Stiftung mit eigenen Initiativen Impulse, zum Beispiel in Form von Veranstaltungen, Publikationen oder Ausstellungen.



© Wonge Bergmann / Ruhrtriennale



Heine-Originalhandschrift des „Loreley“-Gedichts (1838): „Lore Lay“ 1801 erfunden von Clemens Brentano

Der Chirurgie, noch all die Arzeneien,
Die dieses Haus den siechen Gästen
bietet.

Stimmt es nun, was Martin Walser schrieb: „Heine brachte es in seinem Leben zu zwei Identitäten: zu der eines deutschen Dichters und zu der eines Juden“? Oder ist es so, daß man Marcel Reich-Ranicki recht geben müßte, Heines Dichtung sei von seiner Existenz als Jude nicht zu trennen?

Die Verwirrung reicht bis heute, sonst hätte eine bereits gedruckte und ausgelieferte Serie von Heine-Briefmarken nicht eingestampft werden müssen. Der Künstler hatte heidnische Runen auf den Rand gesetzt. Ergebnis: Zum Geburtstag keine Briefmarke für Heine.

Ein erster Höhepunkt des Streits um Heines Identität begann nach Gründung des deutschen Kaiserreiches gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Der Judengegner Heinrich von Treitschke schob vieles, was man Heine anhängen konnte, auf dessen jüdische Herkunft. Daß Juden diskriminiert wurden, namentlich in Preußen, ist unbestreitbar.

Aber Fritz Reuter, Urheber des „Onkel Bräsig“, war nicht als Jude sieben Jahre eingesperrt, und Heine mußte Deutschland nicht verlassen, weil er ein Jude, sondern, weil er ein Dichter und Schriftsteller war.

Ein aufmüpfiger dazu. Der rechte Platz für diesen „Exzentriker aus Trotz“ (Reich-Ranicki) konnte nicht Deutschland sein. Er liebäugelte schon lange mit Paris. Die Thronbesteigung des Bürgerkönigs Louis Philippe im Jahre 1830 war ihm willkommenere Anlaß, in die prachtvolle französische Hauptstadt zu ziehen, wo er freier atmen konnte und schon einen Namen hatte.

Sich in Deutschland eine bürgerliche Existenz zu schaffen, dafür war er nicht gemacht, obwohl er, da ja getauft, für einen Lehrstuhl in München empfohlen worden war. Daß er den nicht bekam, lag nicht an seiner jüdischen Herkunft, sondern weil er in seinem „Vernichtungskrieg“ gegen August Graf von Platen-Hallermünde dessen Homosexualität öffentlich gemacht hatte, bis dahin ein Tabu. Ob der Konflikt zwischen Platen und Heine ein Streit zwischen eifersüchtigen Dichtern war oder zwischen einem diffamierten Juden und einem diffamierten Homosexuellen, darüber kann man lange diskutieren.

Der Dramatiker Carl Zuckmayer („Der Hauptmann von Köpenick“) ist als Litera-

turkritiker mit Marcel Reich-Ranicki wohl nicht zu messen. Er geht jedoch in einer nicht gehaltenen, aber 1972 in der „Zeit“ veröffentlichten Rede davon aus, Judentum und jüdische Herkunft seien „für Heine niemals“ ein zentrales Problem gewesen. Dies eben aber behauptet Reich-Ranicki.

Dem steht der international anerkannte Wiener Kunsthistoriker Ernst H. Gombrich, 88, entgegen, der sagte, es habe nicht nur in seiner Familie „eine gewisse Unklarheit“ darüber gegeben, „was es heißen sollte, ein Jude zu sein“. Dies habe seine eigenen Vorfahren dazu bewogen, den Weg der Assimilation zu gehen. Man habe nicht geahnt, daß sie von den „christlichen Nebenmenschen“ trotz aller assimilatorischen Anstrengungen als Juden betrachtet wurden. Auf diesem Weg der Assimilation habe sich keineswegs eine jüdische Kultur – etwa die jüdische Aufklärung – herausgebildet. Dies sei vielmehr durch Goethe und die in der deutschen Klassik entstandene Bildungsidee geschehen.

Heines Kindheit und Jugend war geprägt von ebendieser Assimilationsbereitschaft seines Elternhauses. Dies war schwierig. Die preußischen Regierungsbezirke hatten Namenreferenten, die diskriminierende jüdische Namen großzügig änderten, aber Friedrich Wilhelm III. bestand darauf, daß „keinem Juden ein christlicher Vorname beigelegt werden dürfe“. Söhne reicher Juden sollten nicht Reserveoffiziere werden können.

Das Außenseitertum Heines als künstlerische Triebfeder wird von dem Schriftsteller Ernst Pawel vor allem in dessen über Jahre fortschreitender Krankheit gesehen,



Phantasiegestalt Loreley (1850): 300mal vertont

Heines Leben ...



Bildnis der Mutter

- 1797** Geburt am 13. Dezember als Harry Heine in Düsseldorf, Sohn des gutbürgerlichen jüdischen Kaufmanns Samson Heine und seiner Frau Peira (Betty) van Geldern

- 1803 bis 1814** Schulzeit in Düsseldorf, verläßt schließlich das Gymnasium ohne Reifezeugnis
- 1811** Erlebt den Einzug Napoleons in Düsseldorf
- 1816** Lehrzeit in Hamburg im Bankhaus des Onkels Salomon Heine
- 1817** Erste Gedichte veröffentlicht

- 1819** Heine schreibt sich zum Jurastudium an der Universität Bonn ein
- 1820** Studium in Göttingen, kurz darauf Verweis von der Universität wegen „Unkeuschheit“
- 1821** Studium in Berlin, Heine findet Zugang zur Literaturszene, veröffentlicht in der Folgezeit Gedichte, Briefe, Essays
- 1822** Begegnung mit Hegel

... und seine Zeit

- 1799** Aufstieg Napoleons zum ersten Konsul
- 1805/1806** Nach Napoleons Siegen über Österreich und Preußen zerfällt das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Westdeutsche Gebiete geraten als „Rheinbund“ unter französischen Einfluß
- 1812** Rußlandfeldzug, Untergang der Grande Armée
- 1814** Völkerschlacht bei Leipzig, Niederlage Napoleons
- 1815** Wiener Kongreß und Beginn der Restauration in Europa. Die in den Befreiungskriegen erwachte nationale Bewegung in den deutschen Staaten wird von Preußen und Österreich unterdrückt

- 1819** Karlsbader Beschlüsse: Zensur von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften, Kontrolle der Universitäten, Verbot der Burschenschaften

und Wolf Biermann glaubt wohl eher an die zwei Identitäten Heines:

*Der vaterlandslose Gesell in Paris
War jüdischer als mancher Jud
überdies ...
Viel deutscher als all diese Deutschen.*

Es ist erstaunlich, daß Heinrich Heine nun zu seinem 200. Geburtstag immer noch nicht das Festmahl bekommt, das er verdiente. Vielleicht liegt es daran, daß die Leute ihn nicht nur nicht kennen, sondern auch nicht einzuordnen wissen. Das ist bei Heine auch besonders schwierig, er ist zu zwiespältig.

Auffallend ist, daß von 90 deutschen Schriftstellern anlässlich einer Umfrage 1972, die in dem Sammelband „Geständnisse. Heine im Bewußtsein heutiger Autoren“ veröffentlicht wurde, viele erkennen ließen, daß Heine ihnen überhaupt nicht bekannt oder zumindest gleichgültig war. Es gab in den Nachwehen der 68er-Bewegung, als man Heine nach Zeiten der Bücherverbrennung und Verdrängung allmählich wieder mehr Beachtung zu schenken schien, immer noch keinen Bedarf für ihn.

Heute versucht man, sich diesem Dichter wieder zu nähern. Ob man ihn mag oder nicht, er ist und bleibt ein Stück Weltliteratur.

Friedrich Nietzsche, selbst ein begabter Meister der Sprache, auch lyrisch angehaucht, aber wenig humorvoll, sagte über Heine, er habe ihm „den höchsten Begriff vom Lyriker gegeben“. Will man dem Exzentriker Heine übelnehmen, daß er sich selbst für den größten deutschen Lyriker hielt? Das war er ja wirklich, obwohl er wußte, daß es vor ihm Goethe gegeben hatte. Heine sah in dem größeren Goethe seinen Widerpart. Der Gehei-

me Rat hatte dem jungen Mann im Jahr 1824 nur wenige Minuten gewidmet. In sein Tagebuch schrieb er unter dem 2. September „Heine von Göttingen“.

Die Prosa war nicht gerade Heines Stärke, was er selbst erkannt haben muß. Das Fragment „Der Rabbi von Bacherach“, veröffentlicht im Jahre 1840, zerklüftet in zwei gegenläufige Stücke. Den epischen Ton konnte der Dichter nicht durchhalten.

Bis heute weiß der mittelmäßigste deutsche Schriftsteller oft nicht, daß durch seine Poren Heine auch bis zu ihm gedrungen ist. Das Motiv der Trommel und des Trommlers zum Beispiel wird bei Heine so oft verwandt, daß selbst Günter Grass bei der Niederschrift seines berühmtesten Romans „Die Blechtrommel“ unbewußt durchaus von Heine genascht haben könnte. Reich-Ranicki will jetzt von Heines Ein-

fluß auf den früher größten Erzähler Grass nichts mehr wissen.

Der am 13. Dezember 1797 in Düsseldorf geborene Heine machte um dieses Datum viel Schnokus, weil er der Erstgeborene des anbrechenden 19. Jahrhunderts sein wollte. Heute nimmt man allgemein den 13. Dezember 1797 als Geburtsdatum an. Sein Vater Samson wurde, wie der Literaturhistoriker Klaus Briegleb herausfand, von seinen Brüdern Salomon und Henry in Geldgeschäften über den Löffel balbiert, so daß er am Ende tatsächlich geschäftsunfähig war. Eine Epilepsie kam hinzu. Für die Brüder war es leichtes Spiel, Samson entmündigen zu lassen.

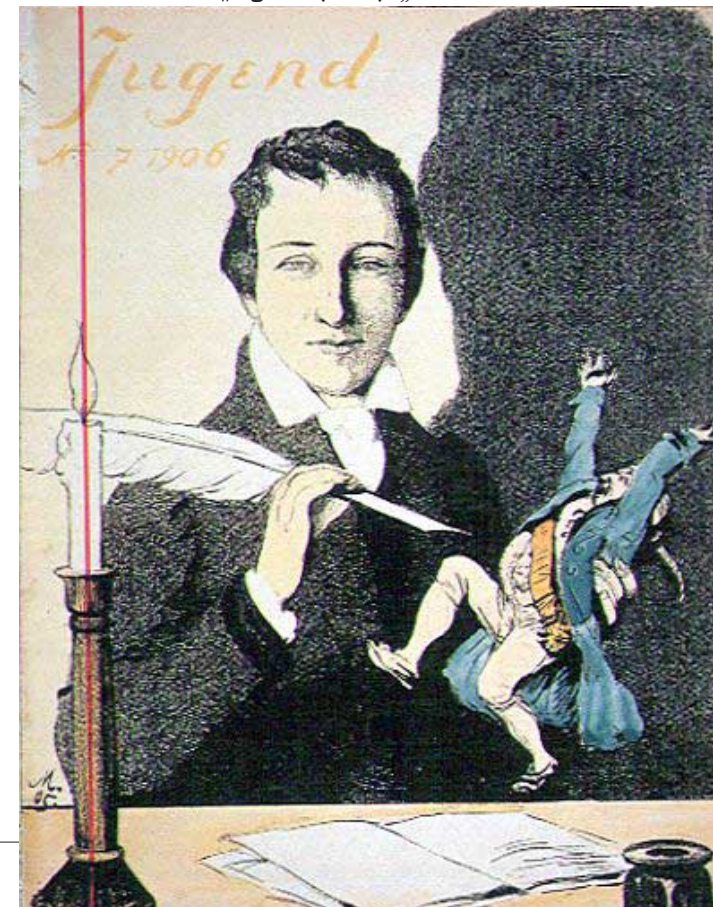
Heinrich Heine scheint seinem Vater gegenüber („In seinem Gemüthe war beständig Kirmes“) eine Art Wiedergutmachtungszwang gehabt zu haben. In einem seiner Testamente von 1843 erwähnt er neben seinem „armen Weibe“ vor allem seinen „seligen Vater“. „Nichts“ habe er so sehr geliebt.

Heine studierte Jura in Berlin, Bonn und Göttingen, das damals zum Königreich Hannover gehörte. In Göttingen machte er das, was er im „Wintermärchen“ „ein sehr gelindes Examen“ nennt. Eine Anstellung fand er nicht. Ob dies nun tatsächlich daran lag, daß er Jude war oder an seinem exzentrischen Charakter, darüber läßt sich nur spekulieren.

Um zu vertuschen, daß er dem Judentum „Valet“ gesagt wissen wollte, nicht zuletzt, um Karriere zu machen – Heine hoffte auf die Professur in München –, sah er sich 1825 nach einer nicht in Göttingen gelegenen Taufmöglichkeit um.

Er fand sie in der evangelischen Gemeinde zu St. Martin in Heiligenstadt im Hinterzimmer des Pfarrers, der ihn auf den Namen Christian Johann Heinrich taufte. Aus einem Bericht von Gottlieb Christian

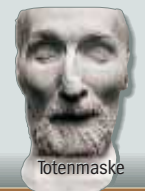
Titel der Zeitschrift „Jugend“ (1906): „Die Feder ist mein Schwert“



- 1824** Besuch bei Goethe in Weimar, studiert wieder in Göttingen
- 1825** Heine läßt sich protestantisch taufen auf den Namen Christian Johann Heinrich
Promoviert zum Doktor der Rechtswissenschaften
- 1826** Trifft in Hamburg seinen künftigen Verleger Julius Campe (Hoffmann und Campe), veröffentlicht bald darauf „Reisebilder“ und „Buch der Lieder“

- 1832** Reise nach Frankreich, das in der Folge für ihn zur zweiten Heimat wird
- 1833** Beginn der Mitarbeit an französischen Blättern
- 1835** Publikationsverbot für Heine in Deutschland
- 1841** Heiratet „Mathilde“ Mirat in Paris
- 1843** Bekanntschaft mit Karl Marx, veröffentlicht bald darauf „Atta Troll. Ein Sommernachtstraum“

- 1844** Mitarbeit an der Exilzeitschrift „Vorwärts!“, veröffentlicht „Deutschland. Ein Wintermärchen“
- 1848** Nach ersten Lähmungserscheinungen verschlechtert sich Heines Gesundheitszustand rapide. Schreibt in den Folgejahren vom Krankenbett aus
- 1856** Stirbt am 17. Februar



- 1830** Juli-Revolution in Frankreich, Sturz des Bourbonenkönigs, Regime unter dem „Bürgerkönig“ Louis Philippe, dem Herzog von Orléans

- 1832** Kundgebung von Mitgliedern der verbotenen deutschen Burschenschaften und anderen Demokraten auf dem „Hambacher Fest“

- 1848** Februar-Revolution in Paris
- 1848** März-Revolution in Deutschland, Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche
- 1849** Ende der Nationalversammlung, regionale Aufstände der Demokraten werden niedergeschlagen, Scheitern der Revolution



*Gestern noch ein Held gewesen,
Ist man heute schon ein Schurke.*

Diese Verse schrieb Heine, ohne mitzuteilen, daß er denselben Schritt schon ein halbes Jahr zuvor getan hatte.

Die ersten Heine-Gedichte wurden im Februar 1817 in der Zeitschrift „Hamburgs Wächter“ unter dem Namen „Sy. Freudhold Riesenharf“ gedruckt. Diesen Namen hatte Heine aus „Harry Heine Düsseldorf“ zusammengesetzt. Damals war er noch Lehrling im Hamburger Bankhaus Heckscher & Co., an dem sein Onkel Salomon beteiligt war. 1826 veröffentlichte dann „H. Heine“ bei dem Buchhändler und Verleger Julius Campe in Hamburg eine Sammlung aus verschiedenen literarischen Stücken, Reiseberichten, feuilletonistischen Skizzen, Gedichten und Essays. Dieser Band „Rei-

sbilder an die Erfurter Regierung geht hervor, daß Heine sich immer für einen Christen ausgegeben und immer dafür gegolten habe. Die Taufe wünschte er deshalb „in aller Stille“. Als zweiten Grund für die Geheimhaltung gab Heine an, daß er „die bedeutende Unterstützung eines seiner israelitischen Verwandten verlieren würde, wenn es zur Kenntnis desselben gelangte, daß er dem Glauben seiner Väter entsagt habe“.

Es war damals nicht unüblich, zum Christentum überzutreten. In Berlin konvertierte ein guter Bekannter Heines, der Rechtswissenschaftler Eduard Gans, mit dem er gemeinsam jüdische Forschungen betrieben hatte, zum Protestantismus, damit er Professor werden konnte. Heine kritisierte ihn deshalb mit einem Gedicht:

*Und du bist zu Kreuz gekrochen
Zu dem Kreuz das du verachtetest
Das du noch vor wenig Wochen
in den Staub zu treten dachtest!*

*O das thut das viele Lesen
Jener Schlegel, Haller, Burke.*

Onkel Salomon mißbilligte die Wege des Neffen, dennoch unterstützte er ihn

sbilder I“ machte schnell Furore und verhalf dem jungen Dichter zu einem ersten Einkommen. Dichter und Verleger erwarteten sich keine Reichtümer, Heine tröstete sich mit dem Ruhm, den dieser Erstling ihm verschaffen sollte. Die Rechte an diesem Buch hatte er Campe geschenkt, der ihm dafür allerdings eine alte Schuld von 50 Louisdor erließ.

Heine hielt viel von sich, aber was er wirklich wert war, konnte er damals noch nicht wissen. Das Metternichsche System lag wie Eishauch über den deutschen Lan-

den, und kein anderer Verleger hätte für Heine soviel tun können, wie Campe es tat. Campe verkaufte seit dem Erscheinen im Jahre 1827 in zehn Jahren nur 5000 Exemplare der ersten Auflage, 1837 wagte er sich an eine zweite.

Natürlich mißbilligte sein reicher Hamburger Onkel Salomon die Wege des Neffen. Obwohl nicht getauft, war Salomon Heine in der Hansestadt höchst angesehen. Geiz, wie es oft geschieht, kann man ihm nicht unterstellen. Nach dem Brand von Hamburg 1842 erwies er sich als königlicher Kaufmann. Darüber hinaus hatte er etliche andere Verwandte zu versorgen, was Neffe Heinrich nicht einsehen wollte. Man kann diesem Onkel eine gewisse Gutmütigkeit nicht absprechen, denn er unterstützte den Neffen auch dann noch, als der ihm schrieb: „Das Beste, was an Ihnen

ist, besteht darin, daß Sie meinen Namen tragen.“ Angesichts der Genialität Heines kommen Salomon Heine und Julius Campe im Urteil der Nachwelt meist zu schlecht weg.

Wie wohlwollend der Onkel dem schon in Paris befindlichen Neffen gegenüber auftrat, läßt sich in einem Brief vom 26. Dezember 1843 nachlesen:

An den Mann, der gefunden, daß daß beste was an mir ist, daß ich sein Name führe –

... nun will ich Deine Frau, zu dem heiligen Krist, was schencken ich schicke ihr f 400. Auf Rothschildt, an die Order Mathilde Heine, warum auf Rothschildt, damit Rothschildt sehn soll, wie wir ein Arsch, und ein Kuchen sind.

Heines Feinde behaupteten, die einzig echten Tränen habe er nach dem Tode des

* Herren M. M. Warburg & Co. belieben gegen dieser Anweisung Zwanzig Stück Louisdor an Herrn Doctor Henry Heine für meine Rechnung zu bezahlen. Hamburg 2. April 1827. Salomon Heine.

Onkels bei der Nachricht vergossen, daß er in dessen Testament nahezu übergegangen worden war.

Erscheint der Verleger Campe manchmal als gewissenloser Profitmacher, so erwies auch Heine sich durchaus als guter Geschäftsmann. Sicher, Heine spielte die Diva, aber das wußte Campe von Anfang an. Der normale Geschäftsverkehr war nichts anderes als der zwischen Dichter und Verleger, und zwar bis zum letzten Tag.

Nach wie vor gibt es keine wirkliche Erklärung, warum Campe dem 1848 darniederliegenden Dichter auf mindestens ein Dutzend Briefe aus Paris keine Antwort gegeben hat, als der eine 18bändige Gesamtausgabe plante. Das grausame Schweigen erklärt Ernst Pawel damit, daß Heine, als Campe mit 54 Jahren zum erstenmal Vater wurde, den Verleger beleidigte, indem er ihn mit ständigem Verschieben des Tauftermins hinhielt. Am Ende schickte er als Paten nur einen Vertreter. Campe, an die jahrelangen Klagelieder Heines gewöhnt, mochte an den schlechten Gesundheitszustand seines Stardichters nicht glauben.

Was Heines finanzielle Verhältnisse angeht, so hätte er allein von seiner Schriftstellerei bequem leben können. Sie machte aber nur ein Drittel des Gesamteinkommens aus, da er sich andere Geldquellen durchaus zu erschließen verstand. Er spekulierte an der Börse mit Hilfe von James Rothschild und Benny Goldschmidt, er ließ sich auf riskante Geschäfte mit Ferdinand Lassalles Schwager Ferdinand Friedland ein, was zu jahrelangen Auseinandersetzungen führte.

Trotz ständiger Klagen, er hat niemals Not gelitten. 1850, schon bettlägerig, beschwerte er sich, daß er „wegen der Februar-Revolution“ den „gewohnten fürstlichen Aufwand“ nicht mehr führen könne; gleichwohl könnten einige deutsche Dichterbildungen in seinem Einkommenshaushalt Platz finden.

Obwohl Onkel Salomon ihm vergleichsweise wenig hinterlassen hatte, erhielt Heinrich von seinem Vetter Carl Heine über die ausgesetzte Familienpension hinaus jährlich noch mehrere tausend Francs. Umgerechnet auf die heutige Zeit, müßte man fast 20 000 Mark monatlich aufwenden, um das Leben Heinrich Heines, das zuletzt ein „Unleben“ war, in Paris führen zu können.

Das bekannteste Gedicht Heinrich Heines ist und bleibt die „Loreley“, 1824 geschrieben, Erfinder des Namens der Sängergestalt „Lore Lay“ war Clemens Brentano. Das kunstvoll gefertigte Poem Heines hätte seinen Riesenerfolg aber wohl kaum errungen, wenn nicht Friedrich Silcher 1838 die Musik dazu geschrieben hätte. (Es gibt inzwischen über 300 verschiedene Vertonungen, davon in Japan allein fast 50.) Diese Ballade wurde derart volks-



Mathilde Heine (Gemälde von Alexandre Laemlein, um 1870): Den Papagei mehr geliebt

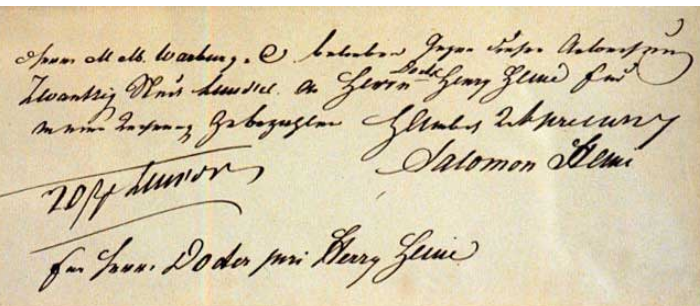
tümlich, daß bis heute deutsche Gesangsvereine an das Grab des Dichters auf dem Montmartre-Friedhof pilgern, auch Japaner singen mit.

Ebenso berühmt ist ein Gedicht, ausnahmsweise von Heine nicht sehr sorgfältig durchgearbeitet, das seine Bekanntheit einem schlichten Irrtum verdankt. Der Dichter sorgte sich darin nicht um Deutschland („ein kerngesundes Land“), sondern um seine Mutter, die in der Nähe des Hamburger Dammtors ihr Häuschen mit Garten hatte. So wird man dieses Gedicht „Denk ich an Deutschland in der Nacht, Dann bin ich um den Schlaf gebracht“ nur mit Phantasie unter die politischen Gedichte Heines einreihen können. Allerdings, ganz unpolitisch ist es auch wieder nicht, durch die

„Fenster bricht Französisch heitres Tageslicht“. Und sein „Weib, schön wie der Morgen, lächelt fort die deutschen Sorgen“.

Hat Heine in Deutschland kein „heitres Tageslicht“ durch die Fenster dringen sehen? Was die politischen Verhältnisse angeht, die Verwirklichung seiner Dichtkunst, mag es manchmal düster ausgesehen haben. Sein Liebesleben hingegen wußte er durchaus hell und fröhlich zu führen, in Deutschland wie in Frankreich. Franz Grillparzer, damals 45 Jahre alt, besuchte Heine in Paris. Er war etwas verwundert, ihn mit zwei Grisetten sich munter tummeln zu sehen. Trotzdem, er beschrieb den Deutschen als geistreich und intelligent.

Fanden Heines erotische Gelüste gegenüber hochgestellten Damen der Ge-



Anweisung an die Warburg-Bank (1827)*, Onkel Salomon: „Ein Arsch, und ein Kuchen“



sellschaft meist im Kopf statt, so scheint er nach Ansicht seines anfänglich ja guten Freundes Ludwig Börne auf der niederen Ebene des Guten oder vielmehr des Schlechten zuviel getan zu haben: Daß „Lüderlichkeit“, wie Börne sich ausdrückte, zu Krankheiten führen konnte, wußte man damals sehr wohl. Dennoch scheint Heine es ausgiebig mit Straßenmädchen getrieben zu haben, und es ist möglich, daß er an einer Geschlechtskrankheit zugrunde ging.

Ferdinand Lassalle schrieb Anfang Juli 1855 an Karl Marx:

Heine, bei dem ich auch erst einmal war, ist äußerst herunter. Sein Geist aber so hell und scharf wie je, nur etwas gegen die Welt verbittert, wie es mir schien. Er freute sich sehr, mich zu sehen und rief nach der ersten Begrüßung gleich aus (auf seinen Schwanzweisend): „Sehen Sie, welcher Undank! Diese Partie, für die ich soviel getan habe, hat mich so weit gebracht.“

Die Syphilis wird bis heute gern als Ursache für Heines langes Sterben angesehen. Es fällt aber auf, daß sein „Weib, schön wie der heitre Morgen“ und sinnlich dazu, sich in all den Jahren ihres Zusammenlebens nicht angesteckt hat und daß Heine nahezu bis zur letzten Sekunde bei vollem Verstand blieb. Letzteres ist bei Syphilis ungewöhnlich. Es gibt andere Erklärungen, keine ist beweisbar.

Mathilde Heine, geboren als Augustine Crescence Mirat, war Schuhverkäuferin, als Heine sie bei einem seiner häufigen Spaziergänge durch die Pariser Straßen kennenlernte. 1836 nahm er die lebenslustige 21jährige in seinen Haushalt auf, einen Haushalt lernte sie allerdings nie zu führen. Die Heines zogen 16mal innerhalb von Paris um. Bis auf einen Schreibtisch gab es kaum eigene Möbel.

Das Verhältnis war ein anderes als das zwischen Goethe und seiner Christiane. Mathilde tat, was sie wollte, er lachte darüber. Den Wert des Geldes schien sie nicht

zu kennen. Er jammerte über ihre Verschwendungssucht und nannte sie seine „Verbrennerin“.

Gleichzeitig erfreute sie ihn damit auch, so, als er schon schwer krank darniederlag und sie sich für teures Geld ein Kaschmirtuch kaufte. Heinrich notierte: „Sie hat das ganze Kapital ihrer Ersparnisse zu einem Kaschemir verwendet; dieser Schawl kleidet sie ganz vortrefflich und gibt ihrem dicken Hintern einen sehr imposanten Anblick.“

Das Paar hatte nicht viel gemeinsam. Daß Mathilde ihren Papagei „Cocotte“ mehr geliebt hat als ihren Mann, das kann

Heine verstand nichts von Musik. Daß er schon zu Lebzeiten der wohl meistvertonete Lyriker war, wußte er nicht und kannte auch nur wenige dieser Kompositionen. Marmorkunst und Malerei blieben ihm immer nur Anlässe, um auf die Reaktion der Beschauer zu verweisen. Die Qualität eines Eugène Delacroix konnte er nicht beurteilen; er konnte nur sehen, was der Künstler dargestellt hatte und wie die Betrachter darauf reagierten.

Dies hinderte Heine natürlich nicht, sich mit vielen Künstlern anzufreunden, mit Chopin und Liszt, Berlioz und vor allem mit dem erfolgreichen Giacomo Meyer-

Über den toten Börne verfaßte er seine heillosste Schrift und spielte den Moralischen

wohl sein. Er jedenfalls war so eifersüchtig, daß er das Tier nach und nach vergiftete. Sie schrie, er spottete nur.

„Es ist als Hauptvorzug an Mathilde zu rühmen“, pflegte Heine zu erklären, „daß sie von der deutschen Literatur nicht das Geringste weiß, und von mir und meinen Freunden und Feinden kein Wort gelesen hat“. Mathilde nun wiederum: „Die Leute sagen, daß Heinrich ein sehr geistreicher Mann sei und schöne Bücher geschrieben haben soll, ich merke aber nichts davon und muß mich begnügen, es auf's Wort zu glauben.“

Heine schickte sie auf ein Pensionat. Sie gab sich dort auch einige Mühe, Deutsch lernte sie bis auf drei Sätze nicht. Sie ist zweifellos wegen seines Standes und seines Geldes bei ihm geblieben, und er konnte die Ahnung, ihr sinnlich nicht zu genügen, dichterisch verarbeiten. Daß er seine Geliebte zunächst nicht heiratete, war im damaligen Paris gesellschaftlich nichts Ungewöhnliches. Da er sie stets als Madame Heine vorstellte, war sie auch Madame Heine. 1841 heiratete er sie, und zwar auf ihren Wunsch nach katholischem Ritus, um die naiven religiösen Gefühle seiner Frau nicht zu verletzen.

beer, den wegen einer Kritik um Geld zu erpressen er sich nicht scheute. Er besprach nicht nur dessen Opern, sondern 1843 auch den „Don Pasquale“ des kurz vor seinem syphilitischen Ende stehenden Gaetano Donizetti.

Der zunächst von ihm verehrte Ludwig Börne wurde von ihm sehr bald als Hauptkonkurrent in Paris angesehen. Beide waren sie von revolutionären Ideen begeistert. Diese Gemeinsamkeit war aber sehr schnell zu Ende.

Wie überhaupt Freundschaften bei Heine meist nach dem gleichen Muster verliefen – stürmische Gefühle, baldiges Erkalten. Noch 1828 schrieb Heine an Karl August Varnhagen von Ense: „Börne, wie ich höre, ist ja jetzt bey Euch. Er hat mich sehr lieb. Er ist viel besser als ich, viel größer – aber nicht so großartig. Seine Taubheit wird gewiß Frau von Varnhagen sehr geniren.“

Börne, 1786 als Baruch Löb in Frankfurt geboren, war ein politischer, kein poetischer Mensch. Bald wurde er anerkannter Sprachführer, wenn es um deutsche politische Bestrebungen ging. Auch Börne hatte sich, wie Heine, taufen lassen. Er wandelte sich in seiner Pariser Zeit zum radikalen



„Winterreise“ nach Köln (Stahlstich um 1850): „... fröhliche Kavallerie soll hier im Dome hausen“

Demokraten, dessen Wort geglaubt wurde. Heine hingegen galt als Sybarit, der einen Schöpfenbraten einer politischen Versammlung vorzog.

Börne warf Heine Opportunismus und gesinnungsloses Ästhetentum vor, auch das Gesinnungspaar Talent und Charakter wurde umhergetragen.

Börnes Briefe über Heine lesen sich nicht immer angenehm. Sein Bestreben, ihn kleinzumachen, offenbarte er 1832 in einem Brief an seine Geliebte Jeanette Wohl: Heine „hat den schlechten Judencharakter, ist ganz ohne Gemüt und liebt nichts und glaubt nichts“. Das war zwar privat geschrieben, aber seine wahre Meinung. Heine wußte darum. Er hielt sich offenbar für nicht stark genug, Börne mit der einzigen Waffe entgegenzutreten, die er beherrschte wie kein anderer, mit seiner Feder, die er gelegentlich sein „Schwert“ nannte.

Das änderte sich nach dem Tode Börnes im Jahre 1837. Über den toten Börne verfaßte Heine seine heillosste Schrift, „Heinrich Heine über Ludwig Börne“. Sonst auf amouröse Leistungen stolz, spielte er darin den Moralischen. Es war bekannt, Börne hatte aus Frankfurter Zeiten eine Seelen- und Fleischesfreundin, Jeanette Wohl, die später mit dem Kaufmann Salomon Strauß verheiratet war.

Es gibt in der deutschen Literatur kaum etwas kleinlicheres, spießigeres, als Heine

es gegen den toten Börne vorbrachte: Wie kann man nur zu dritt! Dem Gatten Strauß wird ein „bitteres Fleisch“ unterstellt, das zumindest Heine nicht genossen haben kann, und der Gattin Madame Wohl eine „nicht sehr schöne und nicht sehr reinliche Hülle“, die sie dem „rohen Gatten“ widmete. Der ganze Haushalt beruhe „auf der schmutzigsten Lüge, auf entweihter Ehe und Heucheley, auf Immoralität“.

Es kam zu einem Ohrfeigengefecht auf offener Straße, woraus am 7. September

Was immer Heine gewollt hat – sicher ist, er strebte nach allgemeiner Emanzipation

1841 bei Saint Germain ein richtiges Duell wurde. Strauß blieb unverletzt, Heine erlitt eine starke Prellung an der Hüfte. Es scheint kein Zufall, daß er genau um diese Zeit seine „Verbrennerin“ ehelichte.

Zwar speiste der tote Börne mit den Würmern, aber auch der lebende Heine lag am Boden. Die Zeitgenossen warfen ihm Gesinnungslosigkeit und Rachsucht vor. Julius Campe fürchtete zwar „Spektakel“ und warnte, „das Buch ist einer Explosion gleich zu achten“. Er nutzte die Situation aber aus, um Heine ein weiteres Manuskript abzulocken. Campe wunderte sich in einem Brief an Heine, warum die Leute nur an dem mißlichen Teil des

Textes klebten, statt von dem „vielen, herrlichen und Schönen, das in dem Buche wirklich ist“, Notiz zu nehmen. Sie weilten nur „an der Schattenseite des Buches“, und dies sei „ein böses Ding“.

Ja, es gab diese „herrlichen“ Stellen über Börne, und man muß nur eine einzige davon zitieren: „Die Pariser Briefe können in Beziehung auf Börnes Stil dennoch nur als eine Übergangsstufe betrachtet werden, wenn man sie mit seiner letzten Schrift ‚Menzel der Franzosen-

fresser‘ vergleicht. Diese Schrift ist ein klarer See, worin der Himmel mit allen Sternen sich spiegelt, und Börnes Geist taucht hier auf und unter, wie ein schöner Schwan, die Schmähungen, womit der Pöbel sein reines Gefieder besudelte, ruhig von sich abspülend.“

Mit seiner durch die abgeprallte Duellkugel wiederhergestellten Ehre konnte Heine, diesmal noch ohne Mathilde, 1843 eine Reise ins Vaterland unternehmen, die er im „Wintermärchen“ beschrieben hat.

Man muß Heines zwiespältigen Humor zu schätzen wissen, um dieses meisterhaft stilisierte Gedicht zu mögen. Seine Heimatliebe sticht hervor.

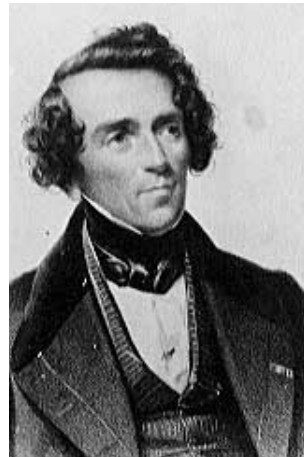
Wie dem altgriechischen Antäus immer wieder neue Kräfte zuflossen, wenn er die Erde berührte, so fühlt sich jetzt der Rückkehrer auf Zeit:

Seit ich auf deutsche Erde trat, Durchströmen mich Zaubersäfte – Der Riese hat wieder die Mutter berührt, Und es wuchsen ihm neu die Kräfte.

Von dem seit 1840 regierenden Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV., dessen gotischem Geschmack er nichts abgewinnen konnte, nimmt er in diesem Epos unmißverständlich Abschied. Im Kölner Dom, dem Lieblingsprojekt des neuen preußischen Monarchen, möchte er „einen Stall für Pferde“ eingerichtet wissen, es solle dort „fröhliche Kavallerie hausen“.

Heine konnte nicht offen sagen, trotz der milder werdenden Zensur, daß er am liebsten die Häupter der Heiligen Allianz, den Zaren, den Kaiser und den Preußenkönig, in den drei Käfigen sähe, „die hoch zu Münster hängen am Turm“. Heine transportiert die Heiligen Drei Könige aus der Kapelle im Kölner Dom zur Lamberti-Kirche in Münster. Dort waren die drei Wiedertäufer-Tyrannen Bockelson, Knipperdolling und Krechting nach einem Jahr Schreckensherrschaft 1536 in drei Käfige

Heine-Bekannte Meyerbeer, Liszt, Chopin: Stürmische Gefühle, baldiges Erkalten



Freundespaar Börne, Strauß-Wohl: Wie kann man nur zu dritt!



eingesperrt worden, wo sie langsam verhungerten.

In Vorahnung seiner Matratzengruft preist er die deutschen Federbetten, „den vaterländischen Pfühl“.

Man schläft sehr gut und träumt auch gut

In unseren Federbetten.

*Hier fühlt die deutsche Seele sich frei
Von allen Erdenketten.*

Sie fühlt sich frei und schwingt sich empor

Zu den höchsten Himmelsräumen.

*O deutsche Seele, wie stolz ist dein Flug
In deinen nächtlichen Träumen!*

Auch im „Wintermärchen“ konnte Heine von seinem Lieblingshelden Napoleon nicht lassen. Er sah ihn aus dem Grabe steigen, nur hatten „die englischen Würmer“ ihn doch zu sehr angenagt. Sie hatten „Aus ihm einen stillen Mann gemacht, Und er ließ sich wieder begraben“.

Heine gefiel an den Engländern in London, wo er sich 1827 für einige Zeit aufhielt, rein gar nichts. Er verachtete ihre Sprache und nahm ihnen übel, daß sie Napoleon nach St. Helena geschafft hatten.



Verleger Campe
Auf ein Dutzend Briefe nicht geantwortet

Schlafend vergleicht Heine sich mit dem angeschmiedeten Prometheus. Der preussische Adler hält ihn umklammert und frißt ihm „die Leber aus der Brust“. Im Traum kann man Organe ja verlegen.

Mag Heine sich unter dem Einfluß von Marx und Engels auch als Revolutionär gefühlt haben, so wurde auch das wieder zu Poesie. Von all denen, die er in diesem Gedicht gezaust hatte, bewies nur Ferdinand Freiligrath Sinn für Humor. Vor Lachen, so berichtete er, sei er vom Stuhl gefallen.

*Der Schafpelz, den ich umgehängt
Zuweilen, um mich zu wärmen,
Glaubt mirs, er brachte mich nie dahin,
Für das Glück der Schafe zu schwärmen.*

*Ich bin kein Schaf, ich bin kein Hund,
Kein Hofrat und kein Schellfisch –
Ich bin ein Wolf geblieben, mein Herz
Und meine Zähne sind wölfisch.*

*Ich bin ein Wolf und werde stets
Auch heulen mit den Wölfen –
Ja, zählt auf mich und helft Euch selbst,
Dann wird auch Gott Euch helfen!*

Viel Phantasie gehört nicht dazu, um wahrzunehmen, daß Heine die Zensur mit der Beschneidung der Juden gleichsetzte:

*Die Schere klirrt in seiner Hand,
Es rückt der wilde Geselle
Dir auf den Leib – Er schneidet ins
Fleisch –
Es war die beste Stelle.*

Am Ende des „Wintermärchens“ kommt Heine auf seinen „Vater“, den „seligen Herrn Aristophanes“, zu sprechen, dessen „Frösche“ in Berlin zu jener Zeit aufgeführt wurden. Heine:

*Der König liebt das Stück. Je-
doch
Wär noch der Autor am Leben,*



Heine, Jenny und Karl Marx in Paris (1844), Aufstand

*Ich riete ihm nicht sich in Person
Nach Preußen zu begeben.*

*Dem wirklichen Aristophanes,
Dem ginge es schlecht, dem Armen;
Wir würden ihn bald begleitet sehn
Mit Chören von Gendarmen.*

Preußen bis 1848 wäre tatsächlich keine günstige Heimstatt für Heine geworden. Für Metternich, den Drahtzieher des Systems, wollte er nur dann schreiben, wenn der ihm alle Huren schicken würde, wie Börne empört vermerkte. So etwas war von Heinrich Heine nie ganz scherzhaft gemeint.

Immerhin, Heine wußte von Varnhagen, daß Friedrich von Gentz, Metternichs wichtigster Adlatus, alle Heineschen Hervorbringungen in äußerster Heimlichkeit las.

Was immer Heine gewollt hat – sicher ist, er strebte nach allgemei-



Edda Ziegler: „Heinrich Heine. Leben, Werk, Wirkung“. Artemis & Winkler, Düsseldorf; 584 Seiten; 68 Mark.

Heinrich Heine

„Briefe aus Berlin“. Jürgen Manthey (Hrsg.); Steidl, Göttingen; 96 Seiten; 5 Mark.

„Buch der Lieder“. dtv – Bibliothek der Erstausgaben, München; 380 Seiten; 15 Mark.

„Deutschland, ein Wintermärchen“. Artemis & Winkler, Düsseldorf; 144 Seiten; 24,80 Mark.

„Sämtliche Schriften“ in sieben Bänden. dtv, München; 178 Mark.

„Sämtliche Werke“ historisch-kritische Gesamtausgabe in 16 Bänden, Hrsg. Manfred Windfuhr, Hoffmann und Campe, Hamburg; 2852 Mark.



der schlesischen Weber (Gemälde von Carl Wilhelm Hübner, 1844): „Deutschland, wir weben dein Leichentuch ... Ein Fluch dem falschen Vaterlande“

ner Emanzipation, die Emanzipation der Frauen freilich blendete er aus. Er ergriff zwar in einem spektakulären Mordprozeß gegen eine Frau aus niederen sozialen Kreisen, die mit Hilfe eines vergifteten Kuchens nach jahrelanger unerträglicher Ehe ihren Mann umbrachte, deren Partei. Über George Sand beklagte er sich bei Freunden.

Wenn Heine sich als Revolutionär gesehen hat, so war das eine für ihn wichtige Selbsttäuschung. Unschwer kann man an der ersten Strophe seines Revolutionsgedichts „Doktrin“ erkennen, daß mit den Mitteln der Poesie, zumal der Heineschen, keine Veränderung der Verhältnisse zu erreichen sein würde:

*Schlage die Trommel und fürchte dich nicht,
Und küsse die Marketenderin!
Das ist die ganze Wissenschaft,
Das ist der Bücher tiefster Sinn.*

Heine benutzt den Philosophen Hegel, bei dem er studiert hatte, nur noch als Garderobenständer, an dem sich Metaphern aufhängen ließen.

Wie eine Ausnahme wirkt ein anderes Gedicht, das er 1844 nach dem Aufstand der schlesischen Weber niederschrieb. Das war nicht derselbe, der sich mit Tambourstab und Marketenderin vergnügen wollte. Das war der Heine, der mit Marx und Engels verkehrte. So ein revolutionäres Pamphlet gibt es in der ganzen deutschen Literatur nicht. Man muß es zitieren:

*Im düstern Auge keine Thräne,
Sie sitzen am Webstuhl und fletschen die Zähne:
„Deutschland, wir weben dein
Leichentuch
Wir weben hinein den dreifachen Fluch –
Wir weben, wir weben!“*

*„Ein Fluch dem Götzen, zu dem wir
gebeten
In Winterskälte und Hungersnöthen;
Wir haben vergebens gehofft und
geharrt,
Er hat uns geäfft und gefoppt und
genarrt –
Wir weben, wir weben!“*

*„Ein Fluch dem König, dem König der
Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen
Der den letzten Groschen von uns
erpreßt,
Und uns wie Hunde erschießen läßt –
Wir weben, wir weben!“*

*„Ein Fluch dem falschen Vaterlande,
Wo nur gedeihen Schmach und Schande,
Wo jede Blume früh geknickt,
Wo Fäulnis und Moder den Wurm
erquickt
Wir weben, wir weben!“*

*„Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl
kracht,
Wir weben emsig Tag und Nacht –
Altdeutschland, wir weben dein
Leichentuch,
Wir weben hinein den dreifachen Fluch.
Wir weben, wir weben!“*

Heines revolutionäre Prosa ist hinreißend. Sosehr er die deutschen Eichen auch liebte, er wünschte sie sich als „Barrikaden für die Befreiung der Welt“. Man kann sich den Dichter selbst hinter diesen Eichenbarrikaden nur sehr schwer vorstellen.

An Deutschland mag Heine in der Nacht wohl gedacht haben, um den Schlaf hat es ihn sicherlich nicht gebracht. Er kannte es schon zu lange nicht mehr. Was man das

Deutschland des „Vormärz“ nennt, die Spanne vor der Revolution 1848, davon wußte er wenig aus eigener Anschauung. Daß Heine sich für das „tolle Jahr 1848“ nicht sonderlich interessierte, kann nicht wundernehmen, denn im Mai brach er zusammen und konnte seine jeweilige Wohnung nicht mehr verlassen.

Ein eigenes Kapitel könnte man Heine und Napoleon widmen. Die Zeitgenossen sahen in diesem Panoptikum jeweils Verschiedenes. Noch heute streitet man sich, ob die wenigen Neuerungen, die dieser Machtmensch im Gepäck mit sich führte, die Zahl der Toten und die Verwüstungen wert gewesen sind. Man versteht den Haß eines Gneisenau gegen dieses tyrannische Familienunternehmen nur zu gut.

Im Jahr 1807 besuchte Heinrich Heine noch die Normalschule des alten Franziskanerklosters in Düsseldorf. Durch Napoleon hatten Juden nicht alle, doch sehr viele Rechte bekommen. Nach Waterloo 1815



Heine-Held Napoleon*
Von den Gesetzen des Korsen profitiert

„Taubenherz und Geierschnabel“

Heine-Bücher zum Jubiläum

Klaus Briegleb: „Bei den Wassern Babels. Heinrich Heine, jüdischer Schriftsteller in der Moderne“. Deutscher Taschenbuch Verlag, München; 439 Seiten; 29,90 Mark.

Jan-Christoph Hauschild, Michael Werner: „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst. Heinrich Heine“. Kiepenheuer & Witsch, Köln; 696 Seiten; 75 Mark.

Gabriele Henkel: „Heine. Ein Bilder Märchen“. DuMont, Köln; 277 Seiten; 128 Mark.



Joseph A. Kruse (Hrsg.): „Ich Narr des Glücks. Eine Ausstellung zum 200. Geburtstag“. J. B. Metzler, Stuttgart/Weimar; 584 Seiten; 78 Mark.

Ernst Pawel: „Der Dichter stirbt. Heinrich Heines letzte Jahre in Paris“. Berlin Verlag, Berlin; 240 Seiten; 38 Mark.

Fritz J. Raddatz: „Taubenherz und Geierschnabel. Heinrich Heine“. Beltz Quadriga Verlag, Weinheim und Berlin; 391 Seiten; 42 Mark.

Marcel Reich-Ranicki: „Der Fall Heine“. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart; 128 Seiten; 29,80 Mark.

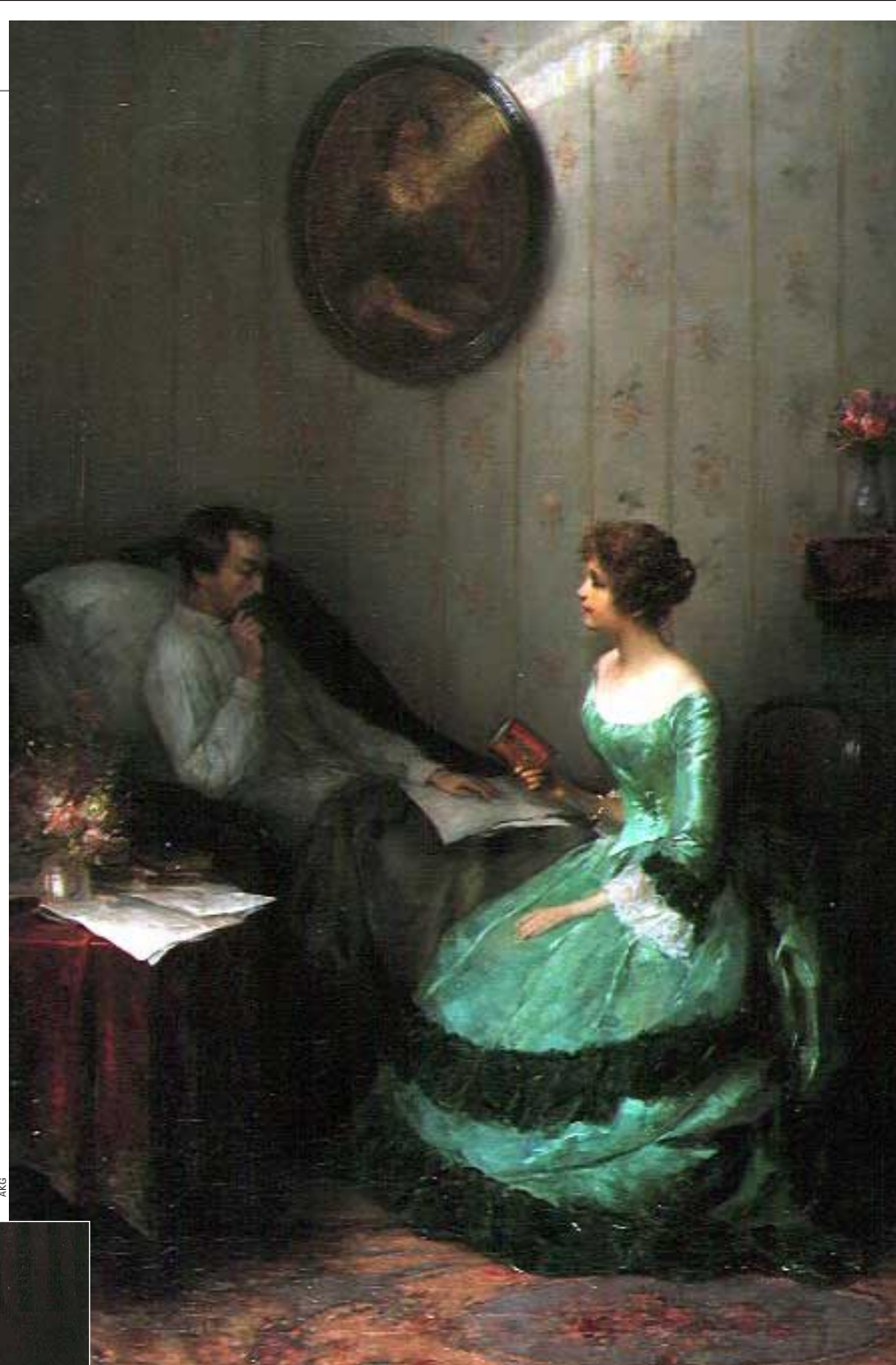
wurde ihnen aber manches wieder entzogen. Niemand beachtete sonderlich, daß 1822 Heines Gedicht „Die Grenadiere“ in Druck ging („Was schert mich Weib, was schert mich Kind, ich trage weit beßres Verlangen; Laß sie betteln gehen, wenn sie hungrig sind – mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!“). Daß dieses Gedicht überhaupt bekannt wurde, ist eher der Vertonung von Richard Wagner zuzuschreiben. Heine war damals 24 Jahre alt. Er wollte wohl zeigen, daß er kein Opportunist sei, sondern quasi mit dem Kaiser in der Kutsche aus Rußland zurückkrase. Der „Weltgeist zu Pferde“ (Hegel) war schließlich doch nur ein sterblicher Mensch, der im russischen Morast steckenblieb.

Außerungen der deutschen Großliteratur über den großen Korsen lesen sich oft komisch, sowohl von Hegel, von Goethe, ja, auch von Heine. Der aber hatte wenigstens Grund zur übertriebenen Schwärmerei.

Die Sehnsucht Heines nach dem deutschen Vaterland, die er in seinen Gedichten und Schriften immer wieder ausdrückte, kann man durchaus ernst nehmen. Man kann sehr wohl verstehen, daß ein in Frankreich niemals völlig angenommener Dichter sich in ein Land zurückwünschte, das zwar noch nicht seinen Vorstellungen entsprach, in dem er aber seine widerborstigen Gedanken und Gefühle in seiner vertrauten Sprache ausbreiten durfte.

Es scheint nicht so, als ob die Franzosen mit Heines oft kauzigem, oft zwiespältigem Humor viel hätten anfangen können. Sie sahen in ihm den berühmten deutschen Dichter, der seine Heimat verlassen hatte, um unter ihnen zu leben. Er galt ihnen als Galionsfigur für französische Toleranz, für das Verhalten ihrer Regierung Ausländern gegenüber.

Die französische Sprache beherrschte Heine mit Akzent. Er konnte Stendhal und



Heine in der „Matrzensgruft“ mit „Mouche“: Letzte unerfüllte Liebe

wurde mit der Begründung, Heine sei doch *auch* ein französischer Dichter gewesen.

Die Vermittlerfunktion zwischen Frankreich und Deutschland, die Heine sich vorstellte, konnte er nur eingeschränkt wahrnehmen. In dem Umfang,

wie er es sich wünschte, brachte er in deutschen Zeitungen Artikel über die französische Politik und das Pariser Kulturleben nicht unter. Der tägliche Kleinkrieg mit den Zensoren in Deutschland war zermürbend. Ein Plan Börnes, gemeinsam eine zensurfreie Zeitschrift zu etablieren, scheiterte.

Heine hatte gegenüber Marx den Vorteil, aufgrund seines Geburtsdatums im damals französischen Rheinland aus Frankreich nicht ausgewiesen werden zu können. Marx, 1822 geboren, mußte 1845 auf Betreiben Preußens das Land verlassen.

Heines Sprachkunst hatte aus der Ferne oft Prophetisches, ausdeutbar, wie bei den alten Propheten auch. 1835 machten die Deutschen mit ihrem Ländergewirr nicht gerade einen bedrohlichen Eindruck. Heine aber warnte die Franzosen:

* Gemälde von Heinrich Leffler, um 1896.



Heine und Mathilde: „Poor Heine“ zu Tode gequält

Balzac natürlich lesen, doch hat französische Literatur ihn nicht sonderlich beschäftigt. Es klingt ehrenvoll, hat aber wenig Substanz, daß auf ausdrücklichen Wunsch General de Gaulles 1966 die große Sammlung von Heine-Handschriften für die Pariser Nationalbibliothek erworben

„Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher, und ist nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wisst: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht.“

Und auch an anderer Stelle sieht Heine drohende Gefahr: „Es wird vielleicht alsdann nur Einen Hirten und Eine Heerde geben, ein freyer Hirt mit einem eisernen Hirtenstabe und eine gleichgeschorene, gleichblökende Menschenheerde! Die Zukunft riecht nach Juchten, nach Blut, nach Gottlosigkeit und nach sehr vielen Prügelein. Ich rathe unsern Enkeln, mit einer sehr dicken Rückenhaul zur Welt zu kommen.“

1848 begann für den Dichter eine Leidenszeit, die kein Sterblicher erleben möchte, die aber das Leben dieses Dichtermärtyrers krönte. Seine Qualen sind oft genug beschrieben worden, er hätte ihnen vielleicht mit Opium ein Ende machen können. Man weiß aber nicht, was den Menschen treibt, wenn er sich in einer schier ausweglosen Situation befindet. Den Gedanken, sich umzubringen, hegte er, aber seine Psyche ließ das offenbar nicht zu.

Es ist der Schmerzensmann Heinrich Heine, der Lazarus, dem wir die Schnurren, Humoresken, die todernsten Gedichte dieses Gesamtkunstwerks verdanken.

In eine ständig offen gehaltene Wunde am Hals wurde bei starken Schmerzen Opium gestreut. Er war so gelähmt, daß man ihn täglich mehrmals hin und her tragen und drehen mußte wie eine Puppe. Warum er das alles ertrug, weiß kein Gott, wohl auch nicht der alttestamentarische Gott, zu dem der kranke Heine zurückfand.

Heine wußte viel über Religion, und so schuf er sich seinen eigenen Jehova. Das für einen so Geschwächten erstaunlich lange Gedicht „Bimini“ schildert die Ausfahrt eines kranken Ritters zur Insel Bimini, wo er sich Gesundheit erhofft. Das Epos endet traurig. Der Ritter findet das wahre Bimini, das Reich der Schatten, den Orkus. Man merkt, Heine kannte die Gespräche des Königs von Juda, Hiskia, mit seinem Gott Jehova. Nur wird König Hiskia gesund, während Heine bei der Niederschrift seines „Bimini“ mit dem Tode rechnet.

Heines Arbeitspensum blieb bis zuletzt erstaunlich. Seine Gedichte gewinnen einen eindringlichen Ernst, so etwa das 1853/54 verfaßte „Lazarus“-Gedicht:

Laß die heiligen Parabeln,
Laß die frommen Hypothesen –
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen.

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,

Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, das wäre niederträchtig.

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler –
Aber ist das eine Antwort?

Heine fand die Antwort nicht und harderte nächtens mit seinem wiederentdeckten Jehova.

Eine junge Frau mit deutschem Namen, Elise Krinitz, in deutscher Familie erzogen, verschönte ihm die letzten Monate. Sie war die Empfängerin seiner letzten Ge-

„Ich habe nie großen Wert gelegt auf Dichter-Ruhm und ob man meine Lieder preist“

dichte, aber auch von Zeilen wie diesen: „Du bist nicht so dumm, wie Du aussiehst; zierlich bist Du über alle Maßen, und daran erfreut sich mein Sinn.“ „Mouche“, wie er diese unerfüllte Liebe nannte, war die Geliebte des Schriftstellers Alfred Meissner, der ihm als Vorleser diente und sich auch sonst viel um ihn gekümmert hat.

Mathilde duldet diese Beziehung zu Mouche schweigend, doch nahm sie niemals gemeinsam mit ihr eine Mahlzeit ein. Sie konnte oder wollte ihrem Mann keine angemessene Pflege angedeihen lassen. Sie stellte Personal ein und wandte sich wieder dem Kauf ihrer Spitzen und Seidentücher zu. In einem Brief an Engels zitierte Marx ein Heinesches Gedicht: „Sie aber schon um achte, trank roten Wein und lachte.“ Der Briefschreiber weiter: Mathilde, „dies

Saumensch“, habe den „poor Heine“ zu Tode gequält. Am 17. Februar 1856 erlitt Heine einen schweren Anfall, an dessen Folgen er starb (Mathilde starb 27 Jahre später, auch am 17. Februar).

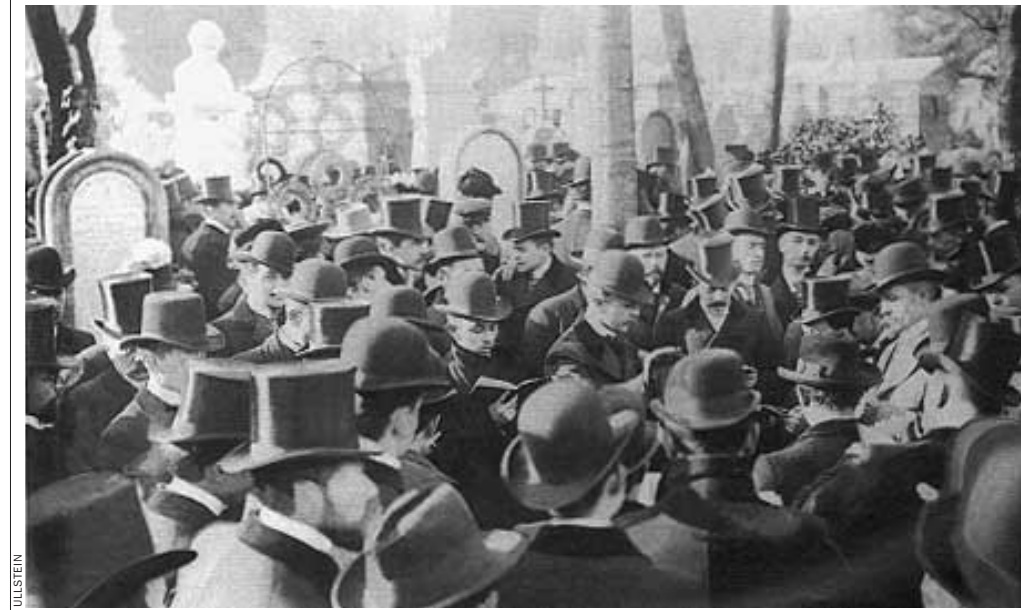
Sie war nicht bei ihm, erschien auch nicht. Man munkelte, sie sei sofort mit einem guten Freund (Marx: „Der Maquereau der Mathilde“) verschwunden. Nach zwei Monaten ohne ein Lebenszeichen traf sie dann wieder ein, um ihre Erbschaft anzutreten. Heine, fortwährend um ihre Zukunft besorgt, hatte ihr eine große Summe hinterlassen.

Die Beerdigung auf dem Montmartre-Friedhof, zu der von seinen berühmteren Bekannten nur Alexandre Dumas père und Théophile Gautier erschienen – Honoré de Balzac war schon tot –, verlief nach seinen schriftlich hinterlassenen Wünschen. An

den kleinen Judenfriedhof dort dachte er nicht. Er wollte auf dem katholischen Teil liegen, damit „die irdischen Reste“ seiner Frau, „die dieser Religion mit großem Eifer zugetan ist“, einst neben den seinigen ruhen könnte. Reden wurden nicht gehalten.

Heine hatte einmal geschrieben: „Ich habe nie großen Wert gelegt auf Dichter-Ruhm und ob man meine Lieder preist oder tadelt, es kümmert mich wenig. Aber ein Schwert sollt Ihr mir auf den Sarg legen; denn ich war ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit.“

Ein wirklich religiöser Mensch ist Heine nie gewesen. Er war ein Jude, gewiß. Es gehört auch viel guter Wille dazu, ihn für Frankreich zu reklamieren. Er war ein deutscher Dichter. ♦



Deutscher Männerchor am Heine-Grab (1901): „Loreley“ auch aus japanischen Kehlen

— IMPRESSUM

Wir danken allen, die an der Planung
und Durchführung des Abends beteiligt waren.

Herausgeberin
Rudolf Augstein Stiftung
Ericusspitze 1
20457 Hamburg
www.rudolf-augstein-stiftung.de

Verantwortlich
Stephanie Reuter

Redaktion
Anna Augstein
Helmut Butzmann
Wiebke Kannengießer
Stephanie Reuter

Kalligrafie und gezeichnete Porträts Heinrich Heines
und Rudolf Augsteins: Albert (Ali) Schindehütte
Gestaltung: Sven Grot · B—99

